Technik und Wirtschaft

* **Unzerbrechliches Glas.** Nach dem Kriege sind aus dem Ausland Erfindungen von „unzerbrechlichem Glas" in sensationellster Aufmachung gemeldet worden. Diese reklamehaften Berichte über fabelhafte Erfolge waren aber nichts anderes als Scheinmanöver, in denen Dinge angepriesen wurden, die die deutsche Glasindustrie schon lange vorher verwirklicht hatte. Dies betont E. Berger in einem Aufsatz über „Unzerbrechliches und hämmerbares Glas" in den „Naturwissenschaften". Das Glas wäre entschieden der wertvollste unter allen technischen Stoffen, wenn es nicht eben zerbrechlich wäre. Diese Eigenart, die der elastischen Verlängerung, wie sie z. B. beim Stahl möglich ist durch das Zerbrechen ein plötzliches Ende bereitet, nennt man Sprödigkeit; und die fehlende plastische Geschmeidigkeit hat zur Folge, daß Glas nicht hämmerbar ist. Die Sprödigkeit zu beseitigen, dürfte so gut wie ausgeschlossen sein. Dagegen ist es gelungen, Hartglas herzustellen, besonders durch das von Schott 1891 in Jena hergestellte „Verbundglas". In dieser Form hat die alte Hartglasidee, so weit zylindrische Gegenstände in Frage kommen, sich auf die Dauer praktisch bewährt. Während also „hämmerbares Glas" wohl auch in der Zukunft ein Märchen bleiben dürfte, konnte die geringe mechanische Festigkeit des Glases bis zu einem gewissen Grade beseitigt werden. Noch größere Erfolge hat man bei der Steigerung der Wärmefestigkeit des Glases erreicht. Es gelang, das Ausdehnungsvermögen des Glases zu verringern und dadurch die Wärmefestigkeit zu verbessern. Das Quarzglas besitzt einen so geringen Ausdehnungskoeffizienten, daß man von ihm sagen kann: es ist wärmefest. Es läßt sich rotglühend in Wasser tauchen, ohne zu zerspringen. Aber die Herstellung des Quarzglases ist, besonders als durchsichtiges Glas, schwierig und teuer, und man mußte deshalb versuchen, andere Glasarten ihm in der Wärmefestigkeit anzunähern. Dies gelang dem Jenaer Glaswerk 1893 mit dem Schottischen Zylinderglas, durch das der Siegeszug des Auerschen Glühlichtes erst möglich wurde. Die Zylinder aus dem Jenaer Glase vertrugen die rasche Erhitzung und Abkühlung beim Entzünden und Auslöschen des Gasglühlichts; ja, sie hielten sogar das Anspritzen mit kaltem Wasser ohne Schaden aus, während innen der Auerstrumpf glühte. Seit jener Zeit sind in Jena eine ganze Reihe von Gläsern erfunden worden, die man als unzerbrechlich bezeichnen kann, und verschiedene dieser Arten haben vielseitige Anwendung gefunden, so als Thermometergläser, als Gläser für Geräte, die der Temperatur, dem Wasser und Säuren größte Widerstandsfähigkeit entgegensetzen mußten, für Backschüsseln usw. Die Frage der wärmefesten Gläser war also längst gelöst, als die ausländischen Erfindungen auftauchten, und diese Produkte haben der Glasindustrie nichts Neues gebracht.

* **Vermögen im Spülwasser.** Gold und Silber, das viele Tausende Goldmark wert ist, werden alljährlich aus dem Spülwasser gerettet, das sonst ungenützt abfließen würde. Überall in Fabriken, wo kostbare Stoffe verarbeitet werden, achtet man darauf, daß auch die kleinsten Werte nicht verloren gehen, die in ihrer Gesamtheit beträchtliche Vermögen darstellen. So wendet man bei der Herstellung von Gold- und Silbersachen, bei der Verarbeitung von Edelsteinen dem Abfall die größte Aufmerksamkeit zu und sieht darauf, daß die winzigen Teilchen, die sich an den Händen der Arbeiter festsetzen, gerettet werden. Dafür sind besondere Vorkehrungen getroffen. Die Waschbecken werden hier im wahrsten Sinne zur Goldgrube. Die Goldarbeiter müssen sich in besonderen Waschvorrichtungen die Hände reinigen, in denen das schmutzige Wasser sorgfältig gesammelt wird. Das Gold, das schwerer ist als Wasser, sinkt auf den Boden des Gefäßes herab; das Wasser wird in bestimmten Zeiträumen regelmäßig durch dünne Siebe abgelassen, und der sich auf dem Boden ansetzende Schmutz wird dann einem Reinigungsprozeß unterworfen, bei dem die Goldpartikelchen zutage treten. Beträchtliche Summen werden in photographischen Ateliers dadurch gerettet, daß man das Silber, das bei der Entwicklung der Platten und Papiere benutzt wird, nicht mit dem Wasserbade abfließen läßt. Wenn das Fixierungsbad schmutzig ist, wird es nicht einfach in den Ausguß gegossen, sondern fließt durch Röhren, in denen Chemikalien das Silber ausscheiden. Dieses Silber wird dann durch einen besonderen Prozeß gewonnen und wieder verwertet. Auf diese Weise werden dem Spülwasser stattliche Summen abgewonnen, die in der Bilanz eine Rolle spielen.

Welt und Wissen

Ein gesunder Beruf. Erhebungen, die von dem englischen Gesundheitsamt angestellt worden sind, haben ergeben, daß die Mönche von ansteckenden Krankheiten, wie Tuberkulose, Krebs, Influenza usw., besonders selten heimgesucht werden. Ein Mitglied des Ministeriums, Dr. S. Wenckten Copeman, der die Gesundheitsverhältnisse der verschiedenen englischen Kloster studiert hat, erklärte, daß die Mönche sich einer außerordentlich guten Gesundheit erfreuen, ein besonders hohes Alter erreichen und bis in die höchsten Lebensjahre rüstig bleiben. Er schreibt dies der Tatsache zu, daß in den Klöstern wenig oder gar kein Fleisch gegessen wird. Die englischen Mönche nähren sich hauptsächlich von Früchten und Gemüsen, und das soll nach der Meinung des Arztes der Grund für das Fehlen von Krankheiten und das lange Leben der Mönche sein. „Leute im mittleren Alter", erklärte Copeman, „sollten überhaupt viel Früchte und Gemüse essen, so wie es die Mönche tun. Eine im wesentlichen fleischlose Kost reicht aber auch noch für sehr alte Leute aus. Ich sah Mönche von mehr als 90 Jahren, die noch vollkommen rüstig waren und schwere Arbeiten, wie Steinekarren, verrichteten." Das Gesundheitsministerium studiert den Speisezettel der verschiedenen Klöster eingehend, um die hier gesammelten Erfahrungen bei der Behandlung des Krebses anzuwenden, von dem Mönche fast völlig verschont sind.

Scherz und Spott

Was Raffke sagt. Sehr fruchtbar in der Erzeugung von „Raffkeworten" ist der Berliner Volkshumor gewesen, wie die Sammlung beweist, die Dr. Franz Lederer in seinem beim Verlag der Germania erschienenen Buch „Berliner Humor" mitteilt. Raffkes kaufen sich einen Teppich, auf dem das Wort „Salve" (Sei gegrüßt) steht. Zu Haule schlägt Raffke in dem neu gekauften Konversations-Lexikon nach und sagt dann zu seiner Frau: „Det auf dem Teppich stimmt nicht; ick habe ja gleich gewußt, det Salze mit „b" geschrieben wird." — Frau Raffke erzählt, ihr Junge gehe jetzt aufs „Rielaumnasium". „Sie meinen wohl Realgymnasium", verbessert sie jemand. „Nee, met Lieber" sagt sie überlegen. „Es heißt Rielaumnasium; ick bin schon mit dem Seal genug reingefallen." — Bullenschlägers wollen sich Klassiker kaufen. Der Buchhändler legt ihnen Goethe vor. „Was kostet der Band?" „In Papp 12 Mark, in Leder 18 Mark, in Halbfranz 30 Mark und in Ganzleder auf bestem Papier 65 Mark." „Na, und von welcher Preislage ab ist er denn k...lich?"

Im wilden Westen. Es war im wilden Westen Amerikas. „Wie geht es?" fragte der Tourist. — „Ganz erträglich", antwortete der alte Mann, der auf dem Baumstumpf saß. „Ich sollte ein paar Bäume fällen, da kam der Zyklon, warf sie um und ersparte mir die Mühe." — „Das war gut." — „Ja, und dann zündete der Blitz das Reisig an und ersparte mir die Arbeit, es zu verbrennen." — „Merkwürdig", aber was machen Sie jetzt?" — „Jetzt warte ich, daß ein Erdbeben kommen und die Kartoffeln aus der Erde schütteln soll."

Neue Bücher

* Steinhardt: „Ehombo", 2. Auflage. „Steppenvolk". (Verlag von J. Neumann, Neudamm.) Eine neue Auflage des prächtigen Afrikabuches „Ehombo" gibt uns erfreuliche Gelegenheit, dem Werke Steinhardts, des Jägers und Forschers, der am Erlebnis todeseinsamer Fahrten im tropischen Jagdgebiet zum Dichter wurde, einige Zeilen zu widmen. Das Kackofeld im küstenfernen Norden unserer ehemaligen Kolonie Südwestafrika war sein Forschungs- und Jagdgebiet, das er 10 Jahre lang kreuz und quer durchstreifte und nach dem er sich von seiner kleinen mecklenburgischen Scholle wieder zurücksehnt. Nordwestlich der wegen ihres Wildreichtums berühmten Etoschapfanne erhebt sich der Ehombo, der die von dort aus sich endlos dehnende innerafrikanische Steppe beherrscht. Hier befindet sich die Natur noch in ihrem Urzustande. An ihrer liebevollen Beobachtung ist Steinhardt zum afrikanischen Löns geworden. Wie es diesem gelang, das Heimatsgefühl durch Tier- und Landschaftsschilderungen zu erhebender Gefühlsäußerung zu wecken, so gelingt es jenem, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln durch Episoden und Stimmungsbilder, die den ganzen Zauber der Tropenlandschaft und ihrer Bewohner nachempfinden lassen und unsern Neid wachrufen, nicht Ähnliches erlebt und gesehen zu haben. Liebevolle Naturbeobachtung steht ihm höher als Massenschießerei. Darum kann er uns aus seinen Erfahrungen und Forschungen vertraut machen mit den Lebensgewohnheiten und Daseinskämpfen des afrikanischen Wildes. Wir lernen die verschiedensten Antilopen- und Gazellenarten, Zebra, Leopard, Elephant, Nashorn, Hyänen und Schakale sowie die gefiederten Bewohner der Tropen unter seiner Führung auf freier Wildbahn kennen. Spannende Jagdabenteuer wechseln dabei ab mit humorvollen Schilderungen von Erlebnissen mit zwei- und vierbeinigen Bewohnern. Ehombo erfährt wertvolle Ergänzung durch das Skizzenbuch „Steppenvolk", in dem persönlich gesammelte Beobachtungen sich zu Erzählungen von starker Eindrücksamkeit verdichten. Schilderungen, die sich mit der Bezeichnung „Naturgeschichtliche Plaudereien" nicht restlos ausdeuten lassen. In beiden Büchern hat der bekannte Afrikamaler G. A. Aschenborn-Kiel vorzügliche Tiefdruckfarben und Strichbilder gezeichnet, die den Text sehr anschaulich illustrieren. e.

* Gustav Renker: „Der Herold des Todes". Roman. (Grethlein u. Co., Leipzig.) Eine uralte Märchendichtung vom Sohn des Todes, der aller sterbenden Kreatur die Qualen und Schmerzen abnimmt, damit sie noch ein letztesmal des Lebens Hochgefühl genießen können, gab diesem in der grandiosen Welt des Hochgebirges spielenden Roman den Stoff. Erfüller und Erlöser zugleich wird der Tod. Nur der Sohn des Todes geht einsam durch die Welt; ihm blüht keine Blume der Liebe. Er hat zu erfüllen, was ihm aufgegeben: den Fluch des Todes zu versöhnen. Überall, wo der Tod auftritt, ist ihm der Herold zur Seite: bei der gefolterten Kreatur, bei den Menschen, wo sie Leid, Grausamkeit und Elend dulden müssen. Nur einmal kommt ihm das Leben in Roswitha, der treuen Gespielin seiner Jugend, entgegen. Als er aber nach der letzten und schönsten Blüte greift, deckt eine niedergehende Lawine die Schicksalsgeweihten gütig zu. In der Fragant, einem Hochgebirgstal, läßt Renker diese tieferlebte Erzählung beginnen und enden. Text wird Glaube und Aberglaube lebendig und gewinnt an Gestalt und Größe. Was im Tal gespenstisch und grausam klingt, wird dort erlösend und befreiend.

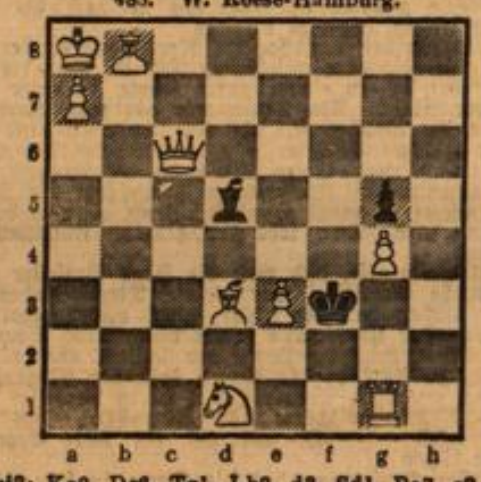
* „Schwarzwaldwinter". Ferienbriefe von Robert Jakober und 28 Federzeichnungen von Karl Biese — Schwäbische Bilderhefte 4 — (Alexander Fischer, Verlag, Tübingen). Der nördliche Schwarzwald von Freudenstadt bis Rippoldsau, Knielis, Ruhstein und Hornisgrinde, ein Winterbild von überwältigendem Reiz mit malerischen Schneelandschaften, einsamen Gebirgshöhen und verschneiten Tannenwaldungen, wird hier in Wort und Bild vorgeführt. Durch die Darstellung in Form von Reisebriefen aus einem Winterurlaub, der zu Wanderungen und Skifahrten benutzt wurde und die natürlichen Schönheiten der Winterlandschaft unmittelbar erleben ließ, erfährt der Gegenstand der Schilderung besondere Anschaulichkeit. **

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweiler.

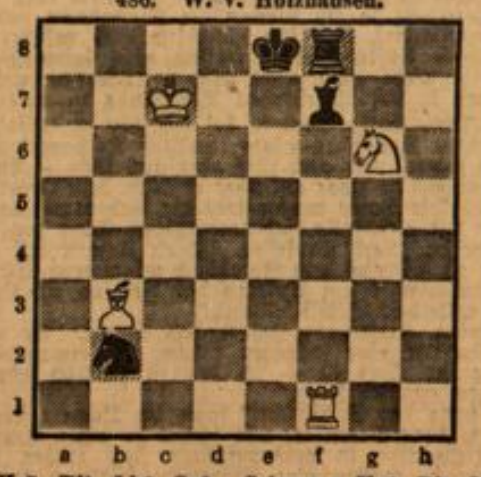
485. W. Roese-Hamburg.



Weiß: Ka8, Dc6, Tg1, Lb8, d3, Sd1, Ba7, e3, g4; Schwarz: Kf3, Ld5, Bg5.

Selbstmatt in 2 Zügen.

486. W. v. Holzhausen.



Weiß: Kc7, Tf1, Lb3, Sg6; Schwarz: Ke8, Tf8, Lf7, Sb2

Matt in 2 Zügen.

485. „Die Selbstmattverächter sollen erkennen, daß die Selbstbezwingung um des Guten und Schönen willen auch eine edle Tat sein kann." (Paul Schellenberg-Dresden †) und „Liegt doch auch im Grunde genommen gerade im Selbstmatt der höchste poetische Gedanke verborgen, nämlich das größte Opfer, als welches doch das Opfer des Sieges betrachtet werden kann." (Rudolf Steinweg im neuesten Wochenschach.) Im Selbstmatt will Weiß matt werden, Schwarz aber nur gezwungen matt geben. Wäre in unserer Aufgabe Schwarz am Zuge, so hätte es, da sein König ganz patt steht, nur Le4; die weiße D folgte nach d5 und im zweiten Zuge wäre Weiß mit L×D matt. Aber Weiß ist am Zuge (White to play!) und auf der Suche nach dem Schlüsselzuge enthüllt sich die Schönheit, Feinheit und auch Schwierigkeit der wohlgelungenen Aufgabe. — 486. Bei ganz gleicher Verteilung der Streitkräfte kann das Matt doch in 2 Zügen erfolgen.

Der Weg des Schachspiels. IV.

Aus jener Zeit, da die Vorherrschaft des Schachs ihren Weg von Frankreich nach England nahm, ist das Urteil des französischen Gelehrten Comte de Basterot interessant: „Das Schachspiel ist in England nicht ein Zeitvertreib wie in Frankreich, sondern eine Wissenschaft, der man sich mit Ernst hingibt. Großbritanien ist ohne Zweifel dasjenige Land Europas, welches die meisten Schachspieler aufweist und in dem dies Spiel am meisten geübt wird — nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen." Und doch sollte der gewaltige Fortschritt in der wissenschaftlichen Durchdringung des Schachs von — Deutschland ausgehen, zum Erstaunen der Schachwelt. Im Jahre 1851 fand in London das erste internationale Turnier statt. Aber weder der Pole Kieseritzky, noch der ungarische Schachmeister Szen und erst recht nicht der allgewaltige Staunton wurden Sieger, sondern ein bis dahin kaum genannter Breslauer Gymnasiallehrer der Mathematik, Adolf Anderssen (* 1818), errang mit großem Vorsprung den ersten Platz. Uebergroß war damals die Freude in Deutschland, in der Hochflut der Begeisterung krönte man den heimkehrenden Sieger in Berlin symbolisch zum Schachkaiser. Was den Stil Anderssens auszeichnete, war die Tiefe der Gedanken, die grandiose Schönheit der Spielführung. Viele seiner Partien sind bleibende Kunstwerke geworden, so die „Unsterbliche Partie" und die „Immergrüne Partie" (siehe unten). Er war der echte und größte Romantiker des Schachs. Große Erfolge waren ihm trotz der fühlbaren Fesseln seines Berufes noch beschieden und selbst seine Niederlage gegen Morphy konnte seinen Ruhm nicht schmälern. Er starb 1879 in seiner Vaterstadt Breslau, „er war wie L. Ranke eine der größten Zierden des Gymnasiallehrerstandes."

Partie Nr. 224. — Läufergambit.

Gespielt in London am 21. 6. 1851.

Bekannt unter dem Namen: „Die unsterbliche Partie".

Weiß: Anderssen; Schwarz: Kieseritzky.

1. e4, e5; 2. f4, e×f; 3. Lc4, Dh4+; 4. Kf1, b5; 5. L×b5, Sf6; 6. Sf3, Dh6; 7. d3, Sh5; 8. Sh4, Dg5; 9. Sf5, c6; 10. g4, Sf6; 11. Tg1, c×b5; 12. h4, Dg6; 13. h5, Dg5; 14. Df3, Sg8; 15. L×f4, Df6; 16. Sc3, Lc5; 17. Sd5, Db2; 18. Ld6, L×g1; 19. e5, D×a1+; 20. Ke2, Sa6; 21. S×g7+, Kd8; 22. Df6+, S×f6; 23. Le7 ‡. („Ich brauche nur soviel Figuren, als zum Matt nötig sind," sagte der große Meister.)

Partie Nr. 225. — Evansgambit.

Gespielt in Berlin 1852.

Bekannt unter dem Namen: „Die immergrüne Partie".

Weiß: Anderssen; Schwarz: Dufresne.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. b4, L×b4; 5. c3, La5; 6. d4, e×d4; 7. 0—0, d3; 8. Db3, Df6; 9. e5, Dg6; 10. Tfe1, Se7; 11. La3, b5; 12. D×b5, Tab8; 13. Da4, Lb6; 14. Sd2, Lb7; 15. Se4, Df5; 16. L×d3, Dh5; 17. Sf6, g×f6; 18. e×f6, Tg8; 19. Tad1, D×f3; 20. T×e7! S×e7; 21. D×d7, K×d7; 22. Lf5+, Ke8; 23. Ld7+, K ≌; 24. Le7 ‡. (Ein glanzvoller Schluß!)

Wiesbadener Schachverein.

Im Vereinslokal, Café Maldaner, findet im I. Stock ein Umbau statt. Dank dem Entgegenkommen der Besitzer kann der Schachbetrieb vorläufig, vielleicht auch für die Folge, ungestört stattfinden. Eingang durch das Café.

Briefkasten. Herrn J. P. L.: In Nr. 475 folgt auf 1. Tc5 natürlich Lb8! und ein Matt in 3 Zügen ist nicht mehr möglich.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Ergänzungsrätsel.

- REI -
- RNA -
- EBE -
- VRE -
- ORN -
- EBU -
- LTI -

Die nebenstehenden verstümmelten Wörter sind durch Hinzufügen der Anfangs- und Endbuchstaben zu ergänzen.

Dieselben benennen von oben nach unten gelesen einen Zwerg und einen Riesen der Vogelwelt.

Worträtsel.

Mit s zu frischem Strauß gewunden,
Erlabt es dich mit süßem Duft;
Doch wenn du es mit f gefunden,
Riechst du schon weit es durch die Luft.

Kopfwechselrätsel.

Note, Segel, Egel, Omen, Vase, Regen.

Aus vorstehenden 6 Wörtern sollen durch Auswechseln des Kopfes neue Wörter gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter ergeben dann einen französischen Staatsmann.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 46:

Besuchskartenrätsel: Speisewagenkellner. — **Silbenstreichrätsel:** Ohne Mühe kein Erfolg. — **Scherzrätsel:** Elefant.

Richtige Lösungen sandten ein: Willi Bach, Else u. Ernst Berg, Hans, Hedwig, Oskar Ekopf u. Gustav Müller, Hella u. Ria Stoetzer, L. Ulrich, sämtlich in Wiesbaden; Emma Seelgen in Sonnenberg.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenbergschen Buchdruckerei in Wiesbaden.

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Fastenzeit.

Den Freuden des Karnevals, die infolge unserer ernsten Lage schon seit mehreren Jahren stark eingeschränkt werden, so weit sie nicht überhaupt gänzlich verschwunden sind, folgt die Fastenzeit, die Zeit der Entsagung und Einkehr. An ihrem Anfang steht der Aschermittwoch, der Tag der Buße in Sack und Asche. Seit dem 3. Jahrhundert war von Aschermittwoch an jede Lustbarkeit verboten und Enthaltsamkeit in Speise und Trank strenges Gesetz. Carne vale, Fleisch lebe wohl, lautete die Losung für die Fastenzeit. Bestimmtlich soll hieraus der Name Carneval entstanden sein, was jedoch stark anzuzweifeln ist. Die Entstehung der Sitte des Fastens ist noch wenig bekannt. Schon bei den alten Indern und weiterhin den Ägyptern, Assyrern, Babyloniern und Persern war die Enthaltung von jeglicher Speise oder von gewissen Gerichten zu bestimmten Zeiten ein uralter religiöser Brauch; von ihnen übernahm ihn das Judentum. Ursprünglich scheint das Fasten rein sanitäre Bedeutung gehabt zu haben, da in den heißen Ländern die allzu üppige Ernährung Gefahren für die Gesundheit in sich barg. Erst später trat das religiöse Moment an die Stelle. Man betrachtete seitdem das Fasten als eine Übung zur Enthaltsamkeit, als ein der Gottheit wohlgefälliges Werk der Selbstverleugnung, als Zeichen der Trauer und des Schmerzes als Mittel zur Förderung der Andacht sowie zur Vorbereitung auf wichtige Entschlüsse und Taten. Schon in den Vedas, den ältesten religiösen Büchern der Inder, wurden Fastenübungen zur Selbstverleugnung und Selbstreinigung auferlegt. Noch heute verzichten die Brahmanen auf jegliche Fleischnahrung und nicht selten büßt ein strenggläubiger Buddhist infolge des selbstreinigenden Fastens das Leben ein. Am strengsten wurde bei den Ägyptern „zur Läuterung der Seele" gefastet. Diesen Gedanken nahm Moses auf, der den Israeliten das Fasten als Ausdruck der Demütigung vor Jehova und als Zeichen der Trauer nur am Versöhnungstage befahl. Freilich wurde aber auch an den jährlichen Erinnerungstagen nationaler Unglücksfälle gefastet, und zur Zeit Christi galt regelmäßiges Fasten als Zeichen besonderer Frömmigkeit. Später brachte der Talmud in das Fasten eine bestimmte Ordnung hinein. Heute haben die Juden außer dem Versöhnungstage vier Hauptfasttage. Bei den alten Griechen und Römern kannte man den Brauch des Fastens ebenfalls, erstere betrachteten es jedoch hauptsächlich als eine Schulung des Geistes, weniger als religiöse Übung. Die griechische Religion schrieb keine Fasten vor, und die Pythagoräer, die sich jeglicher Fleischnahrung enthielten taten dies aus freien Stücken. Daß die Römer bei ihrer realistischen Lebensauffassung wenig vom Fasten gehalten haben, ist leicht zu verstehen. Die christliche Kirche übernahm die Sitte des Fastens vom Judentum. Die Apostel und die von ihnen begründeten Gemeinden fasteten nur am Karfreitag von nachmittags 3 Uhr bis Sonntagfrüh. Die aus dem Judentum hervorgegangenen Christen, die anfangs die jüdischen Feste noch mitfeierten, haben wahrscheinlich zunächst auch die alten jüdischen Festtage mit innegehalten, sie fasteten späterhin an jedem Freitag. In den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens legte die christliche Kirche nur deshalb großen Wert auf das Fasten weil sie dadurch die weltliche Ausgelassenheit hemmen wollte. Kirchliche Vorschriften über die verschiedenen Fastenzeiten wurden zum erstenmal in der Schrift des Tertullian, des Hauptvertreters der fanatisch-asketischen Richtung, „Vom Fasten" gegeben. Bis in das 4. Jahrhundert hinein kannte die katholische Kirche den Fastenzwang noch nicht. 341, auf dem Konzil von Gangra, setzte man zuerst allgemeine Fastenzeiten fest. Über die Dauer der Fasten gingen die Meinungen sehr auseinander. Zur Zeit Tertullians fastete man nur zwei Tage. In Alexandrien wurde zuerst vierzig Tage gefastet. Man setzte diese Zahl deshalb fest, weil Moses solange auf dem Sinai fastete, Elias, als er zu Ahab ging 40 Tage lang hungerte, und Christus sich in der Wüste die gleiche Zeit hindurch jeglicher Speise enthielt. Da Ostern stets auf einen Sonntag fällt, so muß der vierzigste Tag vorher ein Mittwoch sein. Das Fasten begann mit der Frühmesse dieses Tages, bei der den Gläubigen die Asche geweihter Palmen vom letzten Palmsonntag aufs Haupt gestreut oder damit ein Kreuz auf die Stirn gemacht wurde. So entstand der Aschermittwoch. Auf die Innehaltung der Fastenzeit achtete man mit großer Strenge. Karl der Große, Eduard von England und Knud von Dänemark setzten auf die mutwillige Übertretung der Verordnung über die Osterfasten sogar die Todesstrafe. Die römisch-katholische Kirche ging jedoch bald zu einer milderen Auffassung über, während die griechisch-katholische in dieser Beziehung noch immer sehr streng ist. E. E. R.

Die Lübecker Fastnachtsspiele.

Von Karl Demmel.

Fast zu gleicher Zeit, da in Nürnberg die Fastnachtsspiele eines Sachs, Folz und Rosenblüt zumeist das niedere Volk ergötzten, wurden in Lübeck in den Jahren von 1430 bis 1515 weltliche Spiele aufgeführt, die vom Fastnachtssonntag bis Dienstag dauerten. Wie der Rostocker Germanist Golther mitteilt, wurden diese Spiele von der patrizischen Zirkelgesellschaft gepflegt. Es sind durch Eintragungen in Büchern bisher nur die Titel der Stücke erhalten geblieben. Die Texte selbst sind zum allergrößten Teil verschollen. Die Gesellschaft hatte sich jährlich einen vierköpfigen Männerausschuß erkoren, von denen zwei für „ein passendes Stück", die anderen aber für die Inszenierung Sorge zu tragen hatten.

Vom Jahre 1499 ist noch bekannt, daß die zwölf jüngsten Mitglieder die Pflicht hatten, bei der Aufführung als Mitwirkende zu sein und nicht gegen die zugewiesenen Rollen irgend einen Protest zu leisten. Die Bühne war fahrbar und wurde die „Burg" genannt. Im Jahre 1458 soll es denn auch einmal vorgekommen sein, daß dieser Wagen an der „Beckergrube", einer heute noch bestehenden Straße in Lübeck, umgefallen war. Auf dem Wagen befanden sich 16 Frauen und 8 Männer; ob diese nun einen Schaden genommen haben, wird nicht berichtet. Gingen die Darsteller der Nürnberger Fastnachtsspiele selbst in die Häuser, so war dieses hier gegenteilig der Fall, da man den Bühnenwagen auf große Plätze fuhr, dann das Volk herantrommelte und so das Spiel vor einer großen Menge begann. Es wird vermerkt daß die „Zote", wie sie in den süddeutschen Fastnachtsspielen fast an der Tagesordnung war, vollständig fehlte. Golther führt nun einige Titel der aufgeführten Spiele an, die manchmal recht komisch klingen, sonst aber, da bei manchen die Quintessenz schon vorausgesagt wurde, die neugierigen Zuschauer nicht allzu sehr während der Aufführung auf die Folter spannten. So finden sich da u. a. die Titel: „Das Urteil Salomonis", „Paris mit den drei Göttinnen", „Jason mit dem goldenen Vließ", „Das trojanische Pferd", „Alexander, der in die Hände der Könige von Mohrenland fiel, die sein Bildnis hatten malen lassen, woran sie ihn erkannten". Oder: „Wie ein Kaiser sein Gemahl versuchen ließ, ob sie ihm auch treu wäre, und befand sie auch ehrenfest", ferner „Das Spiel von Vater und Sohn, die es keinem recht machen konnten, ob der eine oder der andere auf dem Esel ritt, oder ob sie ihn vor sich hertrieben". Aus dem Tierreich hatte man auch diesen Fabelstoff bearbeitet: „Der vom Throne gestoßene Löwe und der Wolf, dem einer ein Weib geben wollte".

Später haben dann die Spiele mehr die Art der menschlichen Tugenden zum Ausdruck gebracht, wie Liebe, Glaube, Wahrheit, Dankbarkeit usw. Aber auch Untugenden, die nur Tadel verdienen wurden ans Licht der Öffentlichkeit gezogen. Aus der bunten Reihe mögen noch folgende „Titelsprüche", wie sie Golther nennt, angeführt werden: „Jedermann in seinen Sack" „Wo Gewalt ist, da ist es aus mit dem Recht", „Die Liebe gewinnt alle Ding', da widersprach der Pfennig", „Das Glück ist unstet und wandelbar", oder auch: „Wo Friede, Liebe und Eintracht ist, da ist eine Stadt wohl verwahrt". Fast wie ein Abschiedsgruß mutet dann noch der Titel an, der ein Spiel aus dem Jahre 1515 verzeichnet: „Die Liebe wird überall gesucht und nirgends gefunden."

Hervorzuheben ist, daß, obwohl die Stücke zur Fastnachtszeit aufgeführt wurden, diese vorwiegend ernsthaft und belehrender Natur sind. Somit ist des oben erwähnten Gelehrten Annahme wohl berechtigt, wenn er meint, daß die Fastnachtsspiele von Rosenblüt und Folz nicht in die nordischen Länder gedrungen sind. Vielleicht hätten sie auch hier nicht den Boden gefunden, der ihnen ihm süddeutschen Lande schon durch ein anderes Temperament der Bewohner geebnet war.

Ein unbedeutendes Mißverständnis.

Von Peter Robinson, München.

Aber ob es überhaupt ein Mißverständnis auf seiten des Professors gewesen ist. Ja, das ist noch die Frage. Doch man beliebe, selbst zu urteilen.

Es klingelte bei Professor Dr. Krusemann an der Wohnungstür, die eine ganz ansehnliche Tür ist, denn die Wohnung befindet sich in einem guten Hause in einer feinen Gegend der Stadt. Als Krusemann vor zehn Jahren da eingezogen ist, glaubte er, als ein immerhin nicht unbedeutender geistiger Arbeiter eine gewisse Wohlbehaglichkeit sich leisten zu dürfen. Inzwischen haben die Dinge sich freilich etwas geändert. Krusemanns haben jetzt ein Zimmer weitervermietet. Das ist ziemlich störend, aber es bedeutet eine, wenn auch leider sehr geringfügige finanzielle Erleichterung.

Es klingelte also, und weil die Frau Professor gerade in der Küche beschäftigt war — ein Dienstmädchen wird aus begreiflichen Gründen jetzt nicht mehr gehalten — machte Professor Krusemann selber auf. Eine Dame war da, eine ältere, behäbige Dame von solider, aber vielleicht doch etwas zu stark in die Augen fallender Eleganz. Ob sie in einer wichtigen Angelegenheit Herrn Professor Krusemann — ? Ah, sie hätte das Vergnügen, den Herrn Professor selbst — — O, nur um ein paar Augenblicke möchte sie bitten

Professor Krusemann bat die Dame in sein Zimmer, lud sie ein, Platz zu nehmen, und zog, als er sich selbst setzte, eine Decke über seine bereits sehr schäbigen Hausholen. Er tat zwar dabei, als geschähe das nur, weil ihn gerade etwas fröstelte, aber immerhin wurde er seelisch dadurch belastet. Er war ohnehin etwas nervös, denn er hatte eben wieder einmal gerechnet, so ein bißchen die Einnahmen und Ausgaben veranschlagt, was ihn schließlich dazu geführt hatte, seine goldene Uhrkette einer freilich nicht sachverständigen und darum wohl auch nicht ganz zutreffenden und Enttäuschungen in sich schließenden Bewertung zu unterziehen.

Die Dame hatte Papiere bei sich, die zu entfalten sie ihren rechten Handschuh abzog worauf Brillantringe zum Vorschein kamen, vier oder fünf oder auch sechs — Professor Krusemann sah sie zwar an, aber er hatte kein Interesse an der Zahl. Die Dame machte jetzt ein liebenswürdiges Gesicht, und mit gleichfalls liebenswürdigem Tone begann sie: „Ich habe da, Herr Professor, Ihren Namen auf meiner Liste, die ich mir aus dem Adreßbuch zusammengestellt habe. Ich komme nämlich im Auftrag des Vereins zur Fürsorge für den notleidenden Mittelstand."

Professor Krusemann neigte das Haupt. Er zog die Decke fester um seine schäbigen Hosen, und etwas verlegen murmelte er: „Das ist — ja, das ist wirklich sehr gütig von Ihnen, gnädige Frau."

„O, bitte, das ist Pflicht!" sagte die Dame eifrig. „Sie wissen ja, Herr Professor, wie schwer so viele Angehörige des Mittelstandes in gegenwärtiger Zeit ringen müssen. Und grade sie müssen eine öffentliche Fürsorge entbehren. Die Arbeiter haben ja hohe Löhne und auch sonst mancherlei Erleichterungen, Lieferung billiger Lebensmittel usw. Aber im Mittelstand — da ist die wahre Not zu finden, und sie ist um so peinlicher, als vielfach doch eine gewisse äußere Form der Lebenshaltung aufrecht erhalten werden muß."

„Eine gewisse äußere Form der Lebenshaltung — o freilich, freilich!" bestätigte der Professor.

„Die so Betroffenen haben sich ja zunächst zu helfen gesucht, indem sie allerlei veräußerten, oft recht liebe Besitzstücke — —"

Professor Krusemann faßte an seine Uhrkette.

„— aber das hat schließlich ein Ende. Und was dann? Ach, in jenen Kreisen sind die schlimmsten Entbehrungen zu finden. Dort ist zunächst einmal die Ernährung oft sehr unzureichend — —"

Professor Krusemann nickte so heftig, daß seine mageren Backen gegen die Kiefer schlotterten.

„— und dann kommen die schweren Sorgen, wie Ersatz für die immer mangelhafter werdende Kleidung beschafft werden soll."

Professor Krusemann drückte die Decke noch fester um seine Hosen und zog seine mit zerfransten Hausschuhen bekleideten Füße zurück.

„Kurz und gut, Herr Professor, deshalb hoffe ich, nicht vergeblich gekommen zu sein, und erlaube mir — —" Damit hielt die Dame ihm ihre Liste und einen Tintenstift zur Einzeichnung einer namhaften Summe hin.

Da reckte sich Professor Krusemann, und entschlossen, aber freundlich sprach er: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau; ich danke Ihnen herzlichst. Sie haben ganz recht: es steht schlimm, und die Sorgen sind schwer und wollen einen oft fast ganz erdrücken. Aber nein: ich habe noch dies und jenes zu verkaufen, ich habe sogar noch eine ganze Masse zu verkaufen. Und deshalb — — nein, wirklich, gnädige Frau, ich kann keine Unterstützung von Ihrem Verein annehmen."

Die Dame knautschte ihre Liste zusammen, stand mit rotem Kopf auf und ging davon. Professor Krusemann öffnete ihr mit gefälliger Verbeugung die Tür. Aber dann, als er die Tür wieder geschlossen hatte, lächelte er ein bißchen merkwürdig vor sich hin. Und eben dieses Lächeln läßt die Frage entstehen, ob es sich wirklich um ein Mißverständnis bei ihm gehandelt hat.

Die Diva.

Von Ossip Kalenter.

I.

Großaufnahme: Ovales Gesicht mit romanisch-rundem Ansatz des Kinns. Dünne Nasenflügel wie von Sèvres-Porzellan; leicht geblüht, wie bei sehr edlen Pferden; vibrierend, nervös.

Langsam, ob, so langsam schlägt sie die großen glänzenden Augen auf . . .

Langsam öffnet sie die Lippen . . .

Von den Mundwinkeln huschen fein differenzierte Spannungen zur herzförmigen Mitte des Mundes. Kleine, übertrieben weiße Zähne erscheinen.

Sie lächelt . . .

II.

Text: „Gemma, die schöne Tochter des Großindustriellen Cerfetti, muß ihre blühende Jugend in klösterlicher Strenge und Einsamkeit hinter den Mauern von Schloß Malavente vertrauern."

(Die Kapelle intoniert „Die Klosterglocken".)

Bild: ein Schloßpark. Man sieht Gemma ihre blühende Jugend vertrauern.

„Francesco, der junge Hirte, treibt täglich seine Herde am Schloß vorüber."

(Musik: „Gebet einer Jungfrau".)

Bild: eine einsame Gegend, im Hintergrund das Schloß. Man erblickt Francesco und noch zwei andere Hammel.

III

Gemma: das ist sie, die ganz Große, die ganz Berühmte. Sie ward zuerst durch ihr Pseudonym berühmt. Dieses war so unaussprechlich albern, daß jeder, der es nur ein einzigesmal gehört oder gelesen hatte es Zeit seines Lebens nicht mehr vergessen konnte. Schwache Naturen wurden davon bis in den Schlaf verfolgt. Einige Nervöse trieb es in den Tod. (Was dem Reklamechef sehr gelegen kam.)

IV.

Ganz Deutschland, ganz Europa, die ganze Welt ist entzückt von ihrem Lächeln, ihren Toiletten, ihren Beinen. Selbst in Leipzig, wo man nicht so leicht sich für etwas begeistert, schwärmt man von ihr, der ganz Großen, der ganz Berühmten.

Ich sehe mir bisweilen ihre Films an, und da ich den Vorzug habe, sie persönlich zu kennen, verfolge ich ihren Ruhm mit Interesse.

Die Vorgänge des oben angedeuteten Films gaben dem Publikum Anlaß zu lebhafter Teilnahme

„Guggemah, Arno, lollj mr mei Braudgleed ooch so machn lassn? Das wärde mibr ooch guhd schdehn."

„Sikde, Schimmylschub machn gargeen grosn Fuß! Behmshennchen (Hanna Böhme) haddsj käsdern ooch welche gegoofd. Ich goof mr ooch noch welche."

„So ä Bällzschagädd wärgld toch vornähm! Gennsde nich deine Hardmannagazin (Hartmann-Aktien) orgoofn? Dä greisd mr so änn Summsbiewr (Sumpfbiber) drfor?"

„Das sidd awwr hibbich, wie die dä Haare hadd! Das rahmds Kesichde so scheen ein! Abbarde sidd das!" (Apart sieht das aus.)

Und dann kam sie.

Und zwar nach Leipzig.

Sie kam aus der Sächsischen Schweiz, wo man die Aufnahmen zu dem großen Sensations- und Abenteuerfilm „Himbin, der Schrecken der Rocky Mountains", gekurbelt hatte.

V.

„Wie findest du mich?" fragte sie.

„Blond steht dir nicht", antwortete ich.

(Ich kenne sie ganz gut, sie war einmal meine Schwester.)

Dann gingen wir, da gerade Sonntag war, in die Gegend spazieren.

„Du bist hier sehr beliebt", sagte ich, „die Leipziger schwärmen für dich. Wenn sie dich erkennen, spannen sie dir die Pferde aus."

Aber es kam anders.

Die Spaziergänger, die uns begegneten, stießen sich ungeniert die Ellbogen zwischen die Rippen. Junge Mädchen kicherten. Ältere riefen: „Empörend!" Achtbare Familienväter grinsten nichtmißzuverstehend. Kinder liefen uns nach und wildfremde Frauen blieben stehen. Man tat sich keinerlei Zwang an und äußerte ungebeten seine Meinung.

„Guggemah, Arno, wie lang die um dä Beene gehd! Das sindi awwr iewrschbannd!"

„Midd ihrn schbiddan Schuhn gann die glei dä Leide uffschbleßn. Gaum loofn gannse drinne."

„Hier guggemah: a Däddybär!"

„Mänsch, das iß vrleichd Polezeibund!"

(Bezog sich auf die Biberette.)

„Wie die dä Haare ins Kesichde häng hadd, schgandalehs sidd das!"

Auch sozial orientierte Anmerkungen flogen uns zu:

„Da sidd mr wohs Gabbidahl siddsd!"

„Dodrfor missn mibr arweedn!"

Auch psychologisch orientierte:

„Gugge: änne Verrigsde!"

„In Debsin hammse wohl beide Ausgang?"

(Debsin = Dösen, Dorf bei Leipzig: hat entsprechende Bedeutung wie für Berlin „Dalldorf", für Wien „Sigmund Freud".)

Auch moralisierende Reden schwirrten:

„Ich mechde nich missn, wie die sich dähn Bälls vrdiend hadd!"

Ein Herr sagte mit einem bedeutenden Blick auf den Reider: „Da haddse ja nich bloß een Hahn gerubbt!"

Das Spazierengehen war uns gründlich verdorben. Wir kehrten um, gingen nach Hause.

Und sie, die ganz Große, die ganz Berühmte, die auf der Leinwand über die bekannten Leichen geht, die im Leben Kontrakte und Herzen zu brechen gewohnt ist, vor der Film-A.-G.-Direktoren und Gesandtschaftsattachés zittern: sie wurde ganz klein und verzagt. Und dem total verfatterten kleinen Mädchen rannen die dicken Tränen über die Backen wie damals, als sie noch meine Schwester war und der Vormund sie anschrie, sie werde es nie zu etwas bringen, nie, nie . .

VI.

Acht Tage später ging ich in das Kino, wo ein Film mit ihr lief.

Junge Mädchen lächelten verklärt. Ältere riefen: „Reizend! Entzückend!" Achtbaren Familienvätern standen glückselige Tränen in den Augen.

„So ä Bälls, du . . . da gammr ja nich friern . . . Dähn mechdi glei ham . . ."

„Gugge du: schigg! Dähr enge Rogg!"

„Du, Arno, die medi mal in Radubr sähnlll"